

Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Band: - (2001)
Heft: 23

Buchbesprechung: Lesen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Angela Davis
Rassismus und Sexismus.
Schwarze Frauen und
Klassenkampf in den USA.
Elefant Press. Berlin (West)
1982. (Originaltitel: Woman, Race
and Class.)
DM 26.38 amazon.de

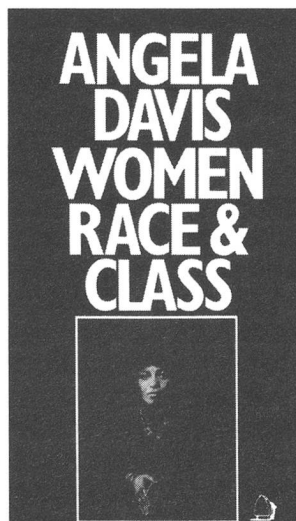
anj. In ihrem Buch «Rassismus und Sexismus» schreibt Angela Davis eine andere Geschichte vom neuzeitlichen Amerika. Verteilt auf 13 Kapitel geht sie der Geschichte der Frauenbewegung und dem Kampf der *Schwarzen** in den USA von der Zeit vor dem Sezessionskrieg bis hinein in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts nach. Das Verhältnis dieser Bewegungen zueinander, deren Zusammen- und Gegenspiel, und die Rolle von Sexismus und Rassismus innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft werden in diesem Buch in gut lesbarer Sprache beleuchtet. Weshalb setzten sich so viele Frauen für die Abschaffung der Sklaverei ein? Wie weit reichte diese Solidarität der weissen Mittelstandsfrauen? Worin unterscheiden sich die «Weiblichkeitsideologien» der verschiedenen sozialen Klassen? Weshalb gehen viele schwarze Frauen anders an die Fragen des Feminismus heran als ihre weissen *Schwester*innen? Als Marxistin hat Davis eine materialistische Geschichtsauffassung.

Zu Beginn ihres Buches analysiert Davis die Unterschiede des Frauenbildes der SklavInnenklasse zur gängigen Auffassung von «Weiblichkeit» im Amerika des 19. Jahrhunderts. Die *schwarze* Frau war als SklavIn in erster Linie eine Arbeiterin, welche dieselbe Schwerstarbeit verrichten musste wie die männlichen Sklaven. Die Sklaverei kannte in dieser Beziehung kein Geschlecht: Männer und Frauen wurden gleichermassen als «Werkzeuge» betrachtet und «entmenschlicht». Die SklavIn war demnach das komplette Gegenstück der Weiblichkeitsideologie des 19. Jahrhunderts, welche die (weisse) Frau als häusliche, mütterliche Dienerin ihres Mannes propagierte. Dieses Frauenbild wurde, so Davis, durch die fortschreitende Industrialisierung vor allem im Norden Amerikas noch verschärft, zumal die zunehmende Massenproduk-

tion die Frauen ihrer bisherigen produktiven Arbeit (Herstellung von Textil- und Haushaltswaren) beraubte. Diejenigen Frauen, welche nicht zur arbeitenden Klasse gehörten, wurden so gänzlich von der Wirtschaft aus- und in ihr Heim eingeschlossen. Bedeutete die Hausarbeit für die Mittelstandsfrauen eine Einschränkung der persönlichen Autonomie, so war die Arbeit der SklavInnen im eigenen Heim – sofern ein solches existierte – ein Kontrast zur harten Feldarbeit, eine Art Rückeroberung der eigenen Freiheit, da die «Herren» auf diesen Arbeitsprozess keinen direkten Zugriff hatten. Die gemeinsame Last der Unterdrückung und Ausbeutung, der tägliche Kampf um das Aufrechterhalten der eigenen Familienstruktur, welche durch «Verkauf» oft auseinandergerissen wurde, und die Versuche, dem «Herren» gegenüber wenn irgend möglich Widerstand zu leisten – all dies liess eine Geschlechter-Hierarchie unter den SklavInnen erst gar nicht zu: «So wie das Sklavensystem die schwarze Frau nicht als «Frau» anerkannte, verhinderte es aber auch ein männliches Überlegenheitsgefühl beim schwarzen Mann.» Die SklavIn war zudem im Gegensatz zu ihren *Brüdern* noch einer weiteren Form von Gewalt ausgesetzt: der sexuellen Ausbeutung durch ihren «Herrn». Vergewaltigungen, so Davis, waren ein weiteres Mittel der Sklavhalter, um ihre Macht und Herrschaft über die SklavInnen zu konsolidieren. Das selbstbewusste und kämpferische

Auftreten der *schwarzen* Frauen innerhalb der Frauenrechtsbewegung führt Davis auf eben diese Erfahrung der doppelten Ausbeutung und Unterdrückung ehemaliger Sklavinnen zurück. Die Militanz, welche die *schwarzen* Frauen im Kampf für ein Ende der Sklaverei und für die Gleichberechtigung der *Schwarzen* zusammen mit ihren *Brüdern* aufbrachten, beeindruckte viele weisse Feministinnen und veranlasste sie dazu, sich diesem Kampf anzuschliessen: «Indem sie sich das Recht nahmen, die Sklaverei zu bekämpfen, protestierten sie gleichzeitig (...) gegen ihren eigenen Ausschluss aus dem politischen Leben.» Doch wie Davis zeigt, war der Charakter der Frauenbewegung von Klassengegensätzen geprägt, was die Zusammenarbeit von ehemaligen Sklavinnen, Arbeiterinnen und den Frauen aus der mittleren und oberen Gesellschaftsschicht oftmals erschwerte bis verunmöglichte. Bereits die Erklärung der ersten Frauenrechtskonferenz von 1848 in Seneca Falls, New York, war in ihrem Inhalt lediglich auf die spezifische Situation der weissen Mittelstandsfrauen zugeschnitten. Die Deklaration sollte den unterdrückerischen Charakter der Ehe für die Frau offenlegen: Durch den «Bund des Lebens» würden die Frauen ihrer Eigentumsrechte beraubt, seien dem Mann zu absolutem Gehorsam verpflichtet und letzten Endes sowohl ökonomisch wie auch moralisch von diesem abhängig. Davis weiss den historischen Wert dieser Erklärung zu schätzen, stellt jedoch richtig fest, dass damit sowohl die Situation der Arbeiterin, wie auch jene der *schwarzen* Frau gänzlich ausser Acht gelassen wurde. Diese Ungleichheit der Kämpfe zieht sich als Leitmotiv durch das ganze Buch. In den ersten Kapiteln wird aufgezeigt, wie sich die Einstellung der weissen Feministinnen gegenüber dem Kampf der *Schwarzen* im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verändert hat und weshalb.

Auch hier sieht Davis den Kern der Differenz der zwei Frauenbewegungen im Klassenunterschied und, als Folge davon, in der unterschiedlichen Gewichtung des Geschlechter- resp. des *Rassen*-Widerpruchs: Die weissen Feministinnen



gingen davon aus, dass die Frauen durch das Wahlrecht ihre endgültige Emanzipation erreichen würden. Sie sahen im Sexismus das Hauptübel ihrer Gesellschaft und reagierten dementsprechend mit einer rassistischen Kampagne, als die Bürgerrechte nach dem Sezessionskrieg auf die schwarzen Männer ausgeweitet und sie, die Frauen, ausser Acht gelassen wurden. Die Vergabe des Stimmrechts an die ehemaligen Sklaven war in erster Linie politisches Kalkül der Republikaner: In der unstabilen Nachkriegszeit konnten die Kapitalisten aus dem Norden im Süden jede Stimme gebrauchen. Die weissen Suffragetten quittierten hierauf jegliche Zusammenarbeit mit ihren *schwarzen Schwestern* und riefen, unterstützt von prominenten Befürwortern der Sklaverei, eine rassistische Frauenrechtspropaganda ins Leben. Diese erreichte ihre Spitze kurz nach der Jahrhundertwende, als die weisse Frau zur «Mutter der angelsächsischen Rasse» deklariert wurde. Mit diesem rassistischen und zugleich sexistischen Slogan sollte das Stimmrecht der (weissen) Frauen, als «Rettung» vor dem Sitten- und «Rassenerfall» dargestellt werden.

Viele *schwarze* Suffragetten hingegen sahen von Anfang an im Rassismus den Hauptwiderspruch der Gesellschaft, da trotz dem sogenannten «Ende» der Sklaverei die alten Herrschaftsstrukturen grösstenteils bestehen blieben. Ob als Bedienstete¹ in fremden Haushalten oder als Fabrikarbeiterin – die *schwarze* Frau war nach wie vor einer doppelten Ausbeutung ausgesetzt: der ökonomischen und der sexuellen. Zudem überflutete gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine rassistische Welle ganz Amerika. *Schwarze*, egal welchen Geschlechts, waren vermehrt Aggressionen des weissen Mobs ausgesetzt. Vergewaltigungen, Verfolgungen und Lynchmorden standen um die Jahrhundertwende an der Tagesordnung.

Davis betont immer wieder, dass die Grenze im Grunde genommen nicht zwischen *Schwarz* und *Weiss*, sondern zwischen «oben» und «unten», den SklavInnen, bzw. ArbeiterInnen und deren Besitzer, resp. Arbeitgeber, verläuft. Rassismus, so Davis, war ein «(...) von den

Repräsentanten der aufsteigenden ökonomischen Klasse(...)» geschürtes Mittel zum Zweck, um einerseits «(...) die Spannungen und Widersprüche innerhalb der vielrassigen Arbeiterschaft anzuheizen (...)», damit diese sich nicht gegen ihre Bosse verbündeten. Andererseits sollte mittels rassistischer Thesen die Ausbeutung und Unterdrückung, bis hin zu Lynchmorden, legitimiert werden. Die selbe Funktion schreibt Davis dem Sexismus zu. Und sie erachtet es daher auch nicht als Zufall, dass die rassistischen Übergriffe und Thesen, zusammen mit einem zunehmend sexistischen Frauenbild, ihre Hochkonjunktur während der imperialistischen Expansion Amerikas gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten. Die LeserInnenschaft wird während ihrer Lektüre nicht nur über historische Ereignisse informiert, sondern auch über die wichtigsten AkteurInnen dieser Geschichte. Davis geht in ihrem Buch thematisch und chronologisch vor. Nachdem sie die Anfänge der Frauenrechtsbewegung, durch authentische Beispiele bereichert, diskutiert hat, richtet die Autorin ihren Fokus auf die ArbeiterInnenbewegung und deren Auseinandersetzung mit dem Thema Sexismus und Gleichberechtigung. Sie beleuchtet die Arbeit verschiedener Sozialistinnen und Kommunistinnen, welche es trotz der Repression der Regierung zu Stande brachten, die Frauen- Wahlrechtskampagne und den Kampf gegen den Rassismus, wenn auch letzteres zum Teil zaghaft, in die ArbeiterInnenbewegung mit einzubeziehen: «(...) das jahrzehntelange Monopol der Mittelstandsfrauen in der Massenbewegung für das Wahlrecht (wurde) gebrochen.»

Ein weiterer wichtiger Punkt innerhalb der Frauenbewegung nebst dem Wahlrecht war der Diskurs um die Geburtenkontrolle. Die Forderung nach «freiwilliger Mutterschaft» entstand bereits im 19. Jahrhundert. Die Vorzüge einer solchen Geburtenkontrolle, welche die Feministinnen in ihrer Kampagne erwähnten, waren jedoch gänzlich auf die Lebensumstände der Frauen aus Mittel- und Oberschicht zugeschnitten. Perspektiven, wie z.B. einen Beruf ausüben zu können und mehr Freiheit zu erlangen, eröffneten

sich den Arbeiterinnen schlichtweg nicht. Hierin sieht Davis auch einen der Gründe, weshalb sich der Kampf für die Geburtenkontrolle nicht über die sozialen Klassen hinwegsetzen konnte. Die bürgerlichen Feministinnen ignorierten mit ihren Forderungen die sozialen Missstände armer Familien. Viele Frauen, welche Kinder haben wollten, sich dies aber schlichtweg nicht leisten konnten, waren nämlich für das Recht auf Abtreibung, jedoch nicht für die Abtreibung per se. Und letztendlich blieb auch diese Bewegung nicht gegen rassistische Einflüsse gefeit. Die konservativen GegnerInnen der Geburtenkontrolle riefen das Gespenst des «Rassenselbstmordes» hervor. Theodore Roosevelt, Präsident der USA, meinte im Jahre 1906 in einer offiziellen Rede, dass diejenigen weissen Frauen aus Mittel- und Oberschicht, welche sich freiwillig sterilisieren liessen, eine Sünde begingen, welche mit dem «Tod der Nation» bestraft würde. Weisse Feministinnen antworteten zum Teil in ein und der selben rassistischen Argumentationsschiene: Sie stellten die Geburtenkontrolle als sicheres Mittel dar, die Fruchtbarkeit der unteren Klassen zu hemmen und somit auch dem «Rassenselbstmord» entgegen zu wirken. Davis geht an dieser Stelle genauer auf die eugenische Bewegung und ihre möglichen Ursachen ein und schockiert ihre LeserInnen mit Zahlen von Zwangsterilisationen an Frauen aus den unteren sozialen Klassen, welche noch in den 70er Jahren praktiziert wurden, und die mit jenen des Dritten Reiches vergleichbar sind.

Im letzten Kapitel werden die unbezahlte Hausarbeit der Frau und der Diskurs um dessen gesellschaftlichen Umgang diskutiert. Wie und wo entstand die Forderung «Lohn für Hausarbeit»? Was war die theoretische Grundlage dieser Debatte und von wem wurde die Forderung unterstützt? Diese letzten Seiten dienen der Autorin hauptsächlich dazu, den LeserInnen ihre Vorstellung einer Vergesellschaftung der Hausarbeit zu unterbreiten. Wie könnte die Hausarbeit «industrialisiert» werden? Wie könnte man und frau das Aufziehen und Ernähren von Kindern vollständig

vergesellschaften? Und welche Kräfte wären bestimmt gegen eine solche neue Form der «Arbeitsteilung»?

Wer Antworten will, soll dieses Buch lesen. Ob diese zufriedenstellen, sei jeder/jedem selbst überlassen – doch lesen lohnt sich alleweil!

*Begriffsverwendung: Alle kursiv gedruckten Begriffe sind von Davis verwendete Termini, deren Verwendung heute nicht mehr politisch korrekt ist, bzw. die sonst im deutschen Sprachgebrauch nicht gängig sind. Die Redaktion ist sich der Problematik beim Verwenden dieser Begriffe bewusst, hält es aber für angemessen, sie in dieser Rezension zu gebrauchen.

¹ Hausangestellte mit stark eingeschränkter Bewegungsfreiheit. Ein Arbeitstag dauerte im Durchschnitt 12 bis 14 Stunden.

«WIEDERENTDECKT»

Unter dieser Rubrik wird die ROSA ab und an auch wieder einmal ältere, lesenswerte Werke unter die Lupe nehmen, um diese vor dem Vergessen zu bewahren.

Angela Davis, die Autorin des hier rezensierten Buches, hat bereits eine bewegte Biographie hinter sich: Geboren in Birmingham, Alabama 1944, machte sie bereits früh Erfahrungen mit dem Rassismus. Ihr Studium absolvierte sie u.a. an der Universität von Kalifornien und am Goethe Institut in Frankfurt. Davis' politisches Engagement – sie sympathisierte offen mit der Black Panther Party und war Mitglied der Kommunistischen Partei Amerikas – hätte sie beinahe umgebracht: In den 70er Jahren als eine der zehn meist gesuchten Flüchtlinge der Vereinigten Staaten verfolgt, rettete sie eine starke internationale Solidaritätsbewegung vor dem Todesurteil.

Heute lehrt Davis wieder wie vor ihrer Verhaftung an einer Universität in Kalifornien «Bewusstseinsgeschichte» und publiziert laufend Bücher zu Frauenfragen und –bewegung.

Karin Moser

«Hier muss ich mich als Lesbe nicht erklären.» Ethnographische Zugänge zur Lesbenkultur im Frauenzentrum Zürich. Zürcher Beiträge zur Alltagskultur. Bd. 9. Zürich 2001. CHF 34.-

Karin Moser möchte mit der jüngst erschienenen Publikation «Hier muss ich mich als Lesbe nicht erklären», die aus ihrer Lizentiatsarbeit im Fach Volkskunde an der Uni Zürich entstanden ist, einen Beitrag zur in der Schweiz nur schlecht erforschten Lesbenkultur leisten.

Im Zentrum ihrer Betrachtungen steht das mittlerweile bald 30-jährige Frauenzentrum Zürich (FZ) als Ort zentraler Bedeutung der zürcherischen Lesbenkultur. Das FZ ist nicht nur wichtiger Treffpunkt für lesbische Frauen und bietet spezifische Dienstleistungen, sondern es gibt Lesben auch einen Raum sich sichtbar zu machen.

Karin Mosers Arbeit basiert einerseits auf teilnehmender Beobachtung, die Autorin engagiert sich seit Jahren aktiv im FZ, andererseits auf der Auswertung schriftlicher Quellen. Im Zentrum des Buches stehen jedoch die 16 Interviews mit Nutzerinnen und Projektmitarbeiterinnen des FZ, die sich ausführlich über ihre Motive als Nutzerinnen, ihre Definition lesbischer Identität und damit einhergehender Handlungsstrategien äussern und durch ihre persönlichen, offenen Aussagen die Arbeit stark bereichern.

Neben der Darlegung von historischen Veränderungen von Fremd- und Selbstkonzepten lesbischen Daseins, Coming Out-Prozessen und der Entwicklung der Lesbenkultur in Zürich und im FZ stellt Karin Moser weiter die Frage, wie weit Lesbischsein gemeinschaftsbildend wirkt und wo sich die Lesben, die ihr Lesbischsein auf sehr unterschiedliche Art und Weise definieren, untereinander und gegenüber des FZ als Institution abgrenzen.

Trotz unterschiedlichster Lebenskonzepte und Widersprüche war und ist das FZ Zürich ein wichtiger Ort, an dem

Lesbischsein eine Selbstverständlichkeit ist und Lesben sich als Lesben nicht erklären müssen.

Katharina Gander



Ursula Biemann

**Been There and Back to Nowhere.
Geschlecht in transnationalen
Orten.**

**Postproduction documents 1988 –
2000. Englisch / Deutsch. b_books.
Berlin 2001. CHF 42.-**

Ursula Biemanns «Been There and Back to Nowhere» ist eine Sammlung von kollektiven Kulturproduktionen, theoretischen Texten von Atvar Brah und Yvonne Volkart, Interviews mit Bertha Jottar und Rosi Braidotti sowie Videos von Simin Farkhondeh und Sikay Tang. Von einer postkolonialen Position aus werden die Geschichten kultureller Verschiebung von minoritären Frauen, von zirkulierenden weiblichen Körpern, erzählt. Biemann beschreibt ihre eigene kulturelle Verschiebung von New York nach Zürich als einen Kulturschock, da sie, von einer kritischen Post-Studio-Bildung herkommend, in Zürich auf eine konventionelle Atelier-Galerie-Kunstpraxis traf. Sie sieht ihre Rolle demnach weniger als die einer Produzentin, sondern als einer Vermittlerin, die sich vom Kunstwerk zum Text bewegt hat. Gleichzeitig anerkennt sie ihre subjektive Involviertheit und ihre Position als privilegierte Künstlerin, die international unterwegs ist. Die Projekte in «Been There» sind in Zusammenarbeit mit Frauen aus aller Welt entstanden und stellen eine Plattform dar, von welcher die Frauen für sich selbst sprechen.

In Biemanns erstem Projekt «Zwischenräume – Interespacios» (1993), einem Communityprojekt mit Latinas in Zürich, geht es um die psychologischen und sozialen Aspekte von Identität als Resultat kultureller Verschiebung. In den Zwischenräumen, in den vielfältigen Räumen zwischen zwei Kulturen, artikulieren die Lateinamerikanerinnen ihre Position als Frau und Migrantin in Form von Fotografie und Text, und machen auf die Ambivalenz des Begriffs der kulturellen Identität aufmerksam.

Eine ganz andere Art von Projekt stellt «Global Food» (1991) dar, eine ethnografische Studie, welche das Ausmass der Anpassung von global hergestellten Knorr-Suppenpackungen an die lokale

Kultur und Essgewohnheiten untersucht. So kommt in Malaysia Tiger-Lily-Pilz-Suppe und in Ungarn Dumpling-Suppe auf den Markt, die europäischen Suppentypen werden in klassisch weissen Suppentellern abgebildet, während die asiatischen Rezepte in chinesischen Reisschüsseln mit den dazu üblichen Porzellanlöffeln serviert werden.

Das umfassendste Projekt ist «Performing the Border». Ursula Biemann begann sich schon 1987 in Form eines fotografischen Border Projects mit der US-mexikanischen Grenzsituation auseinanderzusetzen. Zwölf Jahre später entstand der Video-Essay «Performing the Border» (1999), der Gender-Theorien und globale Ökonomie künstlerisch miteinander verbindet und die US-mexikanische Grenze als einen performativen Ort beschreibt.

«Es gibt nichts natürliches an der Grenze, sie ist ein höchst konstruierter Ort, der durch überschreitende Leute reproduziert wird, ohne das Überschreiten haben wir keine Grenze. Dann ist sie nur eine imaginäre Linie, ein Fluss oder einfach eine Wand», mit diesen Worten leitet die mexikanische Künstlerin Bertha Jottar das Video, bzw. das Videoscript im Buch ein.

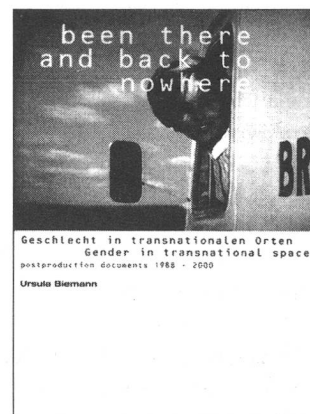
Tagtäglich löten in der mexikanischen Grenzstadt Ciudad de Jerez Hunderttausende von Mexikanerinnen die Chips für die Hightech-Industrie des Nordens. Sie arbeiten in den sogenannten Maquiladoras, den goldenen Mühlen, in der zollfreien Zone auf mexikanischem Territorium. Was für die mexikanische Regierung eine ökonomisch wichtige Strategie darstellt, ist für die US-Elektronikindustrie eine wahre Goldgrube; die Hände der Maquila-Frau sind noch flinker als die ihrer fernöstlichen Konkurrenz, weniger als \$ 1 kostet die Arbeit einer Mexikanerin, verheisst eine Schlagzeile. Zeit, Produktivität und Körper der Arbeiterinnen werden vom weissen männlichen Maquila-System kontrolliert. Zwangsverhütung und Schwangerschaftstests sind an der Tagesordnung.

In ihrem neusten Video «Remote Sensing» (2001) geht es um die Topografie des globalen Sexhandels, um die illegalen transnationalen Wege von migrierenden

Frauen in die Prostitution. Die Montage der Interviews mit technologischen Satellitenbildern von Grenzen beschreibt eine Kritik an geografischen Informationssystemen, die die Welt von aussen, und damit auch die Migrationsbewegungen als etwas Kontrollierbares erscheinen lassen.

Ursula Biemann zeigt, dass sich die Grenze als Metapher für verschiedene Arten von Marginalisierung materialisiert, wie Geschlechterbeziehungen in der Repräsentation, in der Sexindustrie, im öffentlichen Raum sowie in der Maquila-Politik reguliert werden und schafft neue wissenschaftliche Bilder weiblicher Migrationsbewegungen. «Been There and Back to Nowhere», Buch und Bildband in einem, ist ein Must!

Angela Sanders



Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik.
Hg. Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer. Forum Frauenforschung. Band 13. Dampfboot. 2001. CHF 41.50.-

ras. Dieses Buch hat die Intention, den «in der jüngeren Frauen- und Geschlechterforschung weitgehend fallen gelassenen Faden gesellschaftstheoretischer Reflexion wieder aufzunehmen». Diesem Sammelband liegt die Überzeugung zugrunde, ohne Analysen übergreifender ökonomischer und soziokultureller Zusammenhänge und einer theoretisch komplex fundierten Empirie liessen sich Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen nicht erforschen. Einerseits stellen Wissenschaftlerinnen das Potenzial ihrer Ansätze und ihrer Forschung für feministische Gesellschaftskritik vor, andererseits wird der Frage nachgegangen, wie Zusammenhänge von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft in einflussreichen Positionen der zeitgenössischen Theoriebildung und Sozialdiagnose reflektiert werden. Können diese für die Analyse gegenwärtiger Transformationsprozesse genutzt oder müssen sie revidiert werden, um für die Erforschung der Geschlechterverhältnisse brauchbar zu sein?

Bekannte Protagonistinnen der Frauen- und Geschlechterforschung melden sich in diesem anspruchsvollen Band zu Wort. Gudrun-Axeli Knapp widerlegt im ersten Aufsatz die These vom «Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht» energisch und plädiert für die Erweiterung des Blickwinkels auf Geschlechterverhältnisse anstelle der für diese Forschungsrichtung lange üblichen Konzentration auf die Genusgruppe «Frauen». Sie unterstreicht die Notwendigkeit der kritischen Reflexion der eigenen (theoretischen) Position. Das bedeutet gerade für feministische Forschung immer wieder zu fragen: Wer beansprucht von wo aus, auf dem Hintergrund welcher Erfahrungen und Denkweisen für wen zu sprechen? Wie beeinflusst die soziale Situierung die Wahrnehmung der

Welt? Was ist aus welchen Gründen generalisierbar? Knapp bietet mit ihrem Beitrag einen guten Überblick auf Denkweisen, Strömungen und Positionen der neueren Frauen- und Geschlechterforschung.

Helga Krüger erörtert den Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. Geschlecht ist in dieser Sichtweise eine soziale Institution. Diese bestimmt die Erwartungsmuster der Individuen und regelt sämtliche sozialen Prozesse des täglichen Lebens. Ferner ist sie in wichtige Formen der sozialen Organisationen einer Gesellschaft eingebunden, wie Familie, Politik, Schule, Wirtschaft etc. Krüger plädiert für die Nutzbarmachung des strukturanalytischen Fokusses für die Frauen- und Geschlechterforschung, denn die Typik weiblicher Lebensläufe bedürfe vermittelnder strukturanalytischer Erklärung. Im nächsten Aufsatz setzt sich R. Becker-Schmidt differenziert mit dem Theorieansatz von Nancy Fraser auseinander. Dieser stellt die Beachtung von Wechselwirkungen zwischen materieller und kultureller Deprivation ins Zentrum. Im Hintergrund der Ausführungen steht die Frage: «Sind soziale Ungleichheitslagen auf eine ungerechte Verteilung gesellschaftlichen Reichtums zurückzuführen, oder sind sie vielmehr Ausdruck von institutionalisierten Anerkennungskonflikten?»

Der nächste Beitrag thematisiert die Gesellschaftstheorie und das Geschlechterverhältnis im Werk von Hannah Arendt. Weitere Aufsätze befassen sich mit der Nutzbarmachung einflussreicher zeitgenössischer Theoriebildungen für die Frauen- und Geschlechterforschung. In diesem Sinne wird das Potenzial des figurationssoziologischen und zivilisationsgeschichtlichen Denkens von Norbert Elias ergründet. Ebenso wird Foucaults poststrukturalistischer Beitrag und Niklas Luhmanns Systemtheorie kritisch durchleuchtet. Natürlich darf Pierre Bourdieu in diesem «Reigen grosser DenkerInnen» nicht fehlen. Ihm attestiert Beate Kraus eine Wahlverwandtschaft zur Frauen- und Geschlechterforschung. Dies ist wenig verwunderlich; garantierte und garantiert seine Theorie die

Anschlussfähigkeit an den Mainstream verschiedener Disziplinen für viele feministische Forschungsprojekte.

Dieses Buch bietet einen reichhaltigen und anspruchsvollen Blick auf die neuere Frauen- und Geschlechterforschung, die das Feld der Theorien und kritischen Reflexionen nicht nur dem Mainstream der Wissenschaft(en) überlassen will. Für StudienanfängerInnen ist dieser anspruchsvolle Sammelband eher nicht geeignet, da doch einiges an grundlegenden Kenntnissen bezüglich Theoriekonzepten vorausgesetzt wird.

